

(Nachdruck verboten.)

25] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweißel.

„Ich begreif' nit, wie's möglich ist, wann einer mit offenen Augen die beiden Madlen vergleicht,“ schüttelte Kaspar den Kopf. „Aber laß Dir Zeit, Hans!“ Er faßte diesen unter dem Arm, und sie stiegen unter den entlaubten Büchen den nördlichen Thalrand hinauf nach Gattenhofen. Ein wehmüthiges Lächeln umspielte die blaßrothen Lippen des jüngeren Gesellen. „Ich würd' sie blos unglücklich machen und mich dazu,“ sprach er. „Du weißt jezt alles, Kaspar, und mir ist das Herz leichter. Wann ich erst mit der Rätthe gered't haben werde, nachher mag mit mir geschehen was will. Sie soll Dich kennen lernen, wie ich Dich kenne, und ich will mein Leben lassen, wenn ihr zwei beide nicht noch glücklich mit einander werdet.“

Kaspar machte sich mit einem erregten Lachen über sich selbst lustig. „Als ob Du Dich in mir auskennst! Nit wirst Du dem Rätthelein von mir sagen, ich will's nit. Sie weiß besser Bescheid als Du, was ich für ein großes, lüderlich gewobenes Stück Tuch bin.“

„Freilich, Du bist ein rechter Haderlump,“ versuchte Hans auf seinen Ton einzugehen.

Sie hatten die Höhe von Gattenhofen erreicht und verschaukelten ein wenig, bevor sie ihren Weg wieder unter die Füße nahmen. Ihre Blicke schweiften über die ausgedehnten Waldungen der hügeligen Hochebene. Im Nordost erhoben sich die Giebel und Thürme des Schlosses Endsee, im Norden ragte aus dem dunkeln Lammengrün die Kirchturmspitze von Ohrenbach auf. Zur Rechten der beiden Wanderer zog die Heerstraße an Gattenhofen sich heran, wand sich zwischen Hügeln weiter und verlor sich im Wald. Lautner's Blicke blieben an dem Schloß hängen, auf dem ein Banner im Winde flatterte.

Dort herrschte schon seit Mitte der Woche ein geräuschvolles und überschäumendes Leben. Fluren und Wälder erschallten mit dem frühen Morgen von Hifthörnern und Rüdengell; Hirsch, Rehbock und Wildschwein wurden gepürsch und geheßt; Enten, Birnhühner und Fasanen mit der Armbrust oder dem Handrohr geschossen und zur Reiberbeize die Falken steigen gelassen. War die reiche Beute im Schloßhof bei Haselschein zur Strecke gebracht, dann ging es zur Tafel, und Tanz, Spiel und Gelage schlossen den Tag. Georg von Bernizer, genannt Böhlein, weil einer dieses ältesten Geschlechts der Stadt eine Gesandtschaft zu Kaiser Sigismund in Böhmen geführt hatte, pflegte jährlich eine solche große Jagd Ausgangs des Winters zu veranstalten. Er stattete damit seinen Dank für die Einladung zu den patrizischen Lustbarkeiten in der Stadt ab, an denen er nur theilnahm, wenn sie einen offiziellen Charakter trugen. Die rauche That seiner Jugend warf einen Schatten über sein Gemüth, den der frühe Tod seiner Gattin vertiefte. Er war ein wortkarger, verschlossener Mann; dabei streng, aber gerecht, insoweit bei Zuständen, in denen ausschließlich der Willen der Herrschenden das Gesetz macht und handhabt, von Gerechtigkeit die Rede sein kann. Gewannen die finsternen Geister über ihn Macht, dann griff er zum Becher. Karten und Würfel rührte er seit der Bluttbat auf der Herren-Trinstube nicht mehr an. Eine arme Verwandte versah an dem Knaben, der seiner kurzen Ehe entsprossen war, Mutterstelle und vertrat die Schloßfrau.

Die Junker von Rothenburg waren der Einladung des Centammannes in großer Zahl gefolgt, und unter seinen weiblichen Gästen befanden sich auch Sabine und Gabriele. Der Bräutigam der ersteren, Albrecht von Adelsheim, hatte die beiden Mädchen begleitet. Die schöne Gabriele erwartete sich den Ruf einer kühnen und unermüdbaren Jägerin. Als man am Samstag eben zur Tafel gehen wollte, traf noch ein Gast ein, dessen Erscheinen die Mehrzahl höchlich erstaunte. Es war der Junker Zeisolf von Rosenberg. Als Georg von Bernizer seinerzeit aus Rothenburg hatte fliehen müssen, hatte er sich wochenlang bei

dem damals noch lebenden Vater Zeisolf's auf Galtenberg-steinen aufgehalten. Daher die Bekanntschaft, in Folge deren Zeisolf von Rosenberg regelmäßig zu den großen Jagden auf Endsee eingeladen, seitdem Herr von Bernizer hier Schutzherr war. Die rothenburger Patrizier waren ihm bei der Gelegenheit schon in früheren Jahren begegnet. Aber es befremdete sie, daß er sich ungeschämt auf rothenburger Gebiet und in ihre Gesellschaft wagte, nachdem er nur eben dem Rathe in unzweideutigster Weise seine Mißachtung bewiesen hatte. Während der Schloßherr ihn wie immer empfing, zeigten ihm viele von den Stadtknechten die kalte Schulter, was er seinerseits unbeachtet ließ und unbefangen an der Tafel Platz nahm. Er war der letzte Mann, der sich von irgend jemand imponiren ließ.

Gegen die weiblichen Gäste hatte er sich mit einer allgemeinen flüchtigen Verbeugung abgefunden und sich nicht weiter um sie bekümmert. Vielleicht hatte er bemerkt, daß Gabriele bei seinem Eintritt finster die Brauen krauste, und daher es unterlassen, sich ihr zu nähern. Sabine, die eine gute Beobachterin war, bemerkte zu ihrer Verwunderung, daß er auch bei Tische keinen einzigen Blick zu ihrer schönen Freundin schickte, und sie schob es hierauf, daß diese ungewöhnlich heiter war. Sie bemerkte ferner, wie die Stimmung gegen Zeisolf von Rosenberg während der Abendtafel in ihr anfängliches Gegentheil umschlug. Ja der Umschlag war so völlig, daß der Nachtrunk der Männer, nachdem sich die weiblichen Mitglieder der Gesellschaft zurückgezogen hatten, zu einem wüsten Gelage ausartete, dessen Seele der Rothbart war. Die Weinsärbung ließ sein Benehmen gegen den Rath als einen tollen Streich in den Augen der Stadtknechte erscheinen. Seine Trinksfähigkeit erregte Bewunderung, und der grobe Jhmismus, mit dem er die Becher würgte, wieherndes Gelächter. Die Knechte mußten manchen Todten aus dem Saale zu Bette schaffen, Zeisolf von Rosenberg behauptete als Sieger das Schlachtfeld. Trozdem war er am anderen Morgen einer der ersten auf, als die Hifthörner erklangen, und die Meute darob ihr jagdgieriges Geheul erhob.

Das schwere Gelage verzögerte das Frühstück und es wurde verhältnismäßig spät, ehe die Gesellschaft die Pferde bestieg, bei deren Sattelung Zeisolf's Reitknecht eifrig geholfen hatte. Als er seinem Herrn den Jagdkepper vorführte, sagte er leise: „Es ist alles besorgt,“ und der Junker von Rosenberg raunte, indem er sich in den Sattel schwang: „Behalte mich im Auge.“ Er befand sich unter den letzten, die den steilen Schloßberg hinunter ritten und, wie gestern, so hielt er sich auch heute von der schönen Gabriele fern, die etwas bleich ausah. Sie habe schlecht geschlafen, erklärte sie auf die theilnehmend an sie gerichteten Erkundigungen.

Der Waldbvogt führte die Jäger nach einem Schläge, in dem ein Dierzehnder seinen Stand hatte. Der Vorsteherhund wurde hineingelassen, und nicht lange, so verkündete sein Läuten, daß er auf der Spur des Hirsches war. Die Meute wurde entkoppelt, und die Jäger folgten dem führenden Waldbvogt. Im wilden Jagen ging es gen Westen.

Plötzlich zügelte Gabriele ihren Reppen und ließ sich zu Boden gleiten, während die anderen achtlos weiter stürmten. Sie hatte bemerkt, daß der Sattel sich nach der linken Seite zu neigen begann. In demselben Augenblicke hielt Zeisolf von Rosenberg bei ihr. „Was ist geschehen?“ fragte er und stieg ebenfalls ab. Der Sattelturm war geplagt, und Gabriele deutete statt zu antworten auf dessen längeres Ende, das unter dem Bauch des Pferdes zu Boden hing. Hätte sie es untersucht, so würde sie an der vorderen Kante einen über drei Finger breiten Einschnitt wie von einem Messer bemerkt haben. Sie that es aber nicht, sondern fragte nur rathlos: „Was nun?“ Zeisolf von Rosenberg zuckte die Achseln; dann sagte er: „Auszubessern ist der Schaden augenblicklich nicht.“ Nach kurzem Nachsinnen fügte er hinzu: „Es wird am besten sein, wenn wir uns nach der Stelle begeben, wo nach dem ersten Jagen ein Imbiß eingenommen werden soll. Ich habe sie mir von unseren Wirthen beschreiben lassen und getraue mir wohl, sie zu finden.“

„Aber ist das verdrießlich,“ rief sie mit gekrauster Stirn. „Freilich, denn Ihr müßet Euch meiner Führung anvertrauen. Aber da sehe ich meinen Reitknecht.“ Er erhob seine

Stimme und rief: „Stoffel, hierher!“ Als dieser zur Stelle war, trug er ihm auf, die Pferde nach dem zum Stelldichein bestimmten Platz zu führen. „Es ist bei der alten Steineiche; Du kennst sie?“

Er bejahte, und Zeisolf von Rosenberg lud die schöne Gabriele ein, mit ihm zu kommen, während jener sich mit den Pferden zu schaffen machte. Gabriele warf die Schleppe ihres Reitkleides über den Arm, und sie gingen die Schneise hinunter, auf der sich das Mißgeschick ereignet hatte. „Und wo liegt die Steineiche?“ fragte sie. Er deutete nach Süden. Nach einer kurzen Strecke blieb er bei einem rechts in die Schneise mündenden Fußpfad stehen und sagte: „Wenn wir ihn einschlagen, kommen wir bald zum Ziel.“ Sie betrat ihn und er folgte ihr. „Ihr scheint Euch ja gar gut in diesen Wäldern auszukennen,“ bemerkte sie und er erwiderte: „Ist es doch heut' nicht das erste Mal, daß ich auf der Rothenburger Wildbahn jage.“

Eine Weile gingen sie schweigend weiter. „Ich erfuhr erst auf Endsee, daß Ihr den Wernizer kennt und wie Ihr mit ihm bekannt geworden seid,“ begann Gabriele dann wieder.

„Wolltet Ihr damit sagen, daß Ihr nicht gekommen wäret, wenn Ihr es vorher gewußt hättet?“ fragte er dumpf.

„Warum denn?“ erwiderte sie kühl. „Ich, obgleich ein Weib, bin nicht so eitel wie Ihr. Nicht einen Augenblick ist mir eingefallen, daß Ihr der Einladung des Wernizer um meinetwillen gefolgt sein könntet.“

„Aber es ist so; ich vermuthete Euch hier,“ rief er mit mühsam beherrschter Leidenschaft.

Ein gedehntes „Ah!“ war ihre Antwort. Spöttisch fuhr sie fort: „Ihr wolltet mir also einen Beweis geben, daß Ihr um meinetwillen vor nichts zurückscheut? Ich argwöhnte es. Es gehört ja allerdings in dem Verhältnis, in dem Ihr Euch zu Rothenburg befindet, einiger Muth dazu, hierher zu kommen. Aber Ihr wißt, daß ich keinen Beweis Eures Muthes begehrte, und er ist verfehlt.“

Sie erwartete, daß er aufbrausen würde. Es geschah nicht, obgleich er dunkelroth im Gesicht wurde. Schweigend gingen sie weiter, bis sie einen Holzweg erreichten, wo er sich an ihre Seite begab. „In einem Punkte trafet Ihr das Richtige,“ begann er jetzt. „Mein Platz ist nicht unter diesen Stadtkuntern und der Eurige auch nicht, schöne Gabriele. Gingen irret Ihr höchlich, wenn Ihr vermeint, durch Euren Spott meine Liebe zu Euch auszulöschen. Sie ist ein griechisch Feuer, das nichts erstickt. Und ich, in dem grünen Jagdkleid und dem Federhut schauet Ihr aus, daß ich rasend werden könnte, wenn ich es nicht schon wäre.“

„Vermag es nicht mein Spott, so verbiete ich Euch in vollem Ernst jeden Gedanken an mich,“ erwiderte sie, stehen bleibend. „Sind wir bald bei der Eiche?“

Er schaute sich um. „Ja, gleich; kommt nur, wir müssen uns rechts halten,“ sagte er und bog nach einer kurzen Strecke in der angegebenen Richtung von dem Holzwege in das Dickicht ab. „Eure Macht ist groß, schöne Gabriele,“ begann er nun. „Aber daß ich nicht mehr an Euch denken soll, das vermöget Ihr nicht über mich. Gebietet doch dem Monde, daß er von der Erde lasse, oder dem Teufel, daß er das Kreuz anbete. Und bei diesem oder jenem, schöne Gabriele, liebt Ihr mich nicht, so soll Euch doch kein anderer besitzen. Wer es wagt, Euch zu begehren, der hat den letzten Tag gesehen.“

„Ihr seid groß im Schwören,“ spottete Gabriele. „Heute soll denjenigen der Tod treffen, der es wagt, mich zu lieben, neulich schwuret Ihr ihn meinen Feinden. Tödtet Euch selbst und ich will an Eure Liebe glauben.“

„Ich werde beide Schwüre halten, verlaßt Euch darauf,“ erwiderte er mit unheimlich glühenden Augen.

„Entwerfen wir also die List der Todeskandidaten,“ versuchte sie zu scherzen. „Um meine Hand bewirbt sich niemand. Wenden wir uns also zu meinen Feinden.“

Da flammte das Gesicht des wilden Zeisolf auf und er drohte: „Auf diese Weise entschlüpft Ihr mir nicht. Glaubt Ihr, ich hätte nicht erfahren, daß der Sohn des Bürgermeisters Euch heimführen soll?“

„Ach!“ rief sie mit einem tiefen Athemzuge und blieb stehen. Sie sah sich ringsum. In einiger Entfernung gewahrte sie zwischen den Bäumen einen Reiter und deutete mit dem Finger auf ihn.

„Es ist mein Reitknecht; wir sind ganz nahe bei der Eiche,“ erklärte er.

Gabriele wandte ihm wieder das Gesicht zu. Es war blaß, ihre Augen funkelten seltsam und sie in die Zeisolf's bohrend, zischte sie: „Derjenige, den Ihr nammet, ist mein

größter Feind. Er hat meine Ehre tödtlich beleidigt. So hasse ich keinen wie ihn.“

Er erwiderte ihren Blick, indem er die beiden Zägen seines rothen Bartes langsam durch beide Hände laufen ließ.

„Aber es ist Thorheit, Euch das zu gestehen,“ rief sie mit einem Achselzucken. „Lasset uns weiter gehen!“

Er rührte sich jedoch nicht. „Ich glaube Euch,“ sagte er. „Und wenn ich Euch räche, wollt Ihr die Meinige sein?“

„Reden wir nicht weiter davon. Gehen wir,“ wich sie ihm aus.

„Und wenn ich Euch räche, wollt Ihr die Meinige sein?“ wiederholte er dringender seine Frage und ergriff sie bei dem Handgelenk. Sie versuchte sich frei zu machen; aber es gelang ihr nicht. „Mein Wort ist so gut wie die That,“ preßte er dumpf heraus. „Gebet mir das Eurige dafür. Ihr wollt nicht? Ihr glaubt, mich hintergehen zu können? Ihr täuscht Euch, schöne Gabriele. Der Pakt zwischen uns ist geschlossen. Er in sein Grab, Ihr in mein Bett!“ Er zog sie trotz ihres Sträubens mit sich fort.

„Lasset mich los, Ihr thut mir weh!“ rief sie, sich wehrend.

„Nichts da!“ rief er brutal. „Ihr erinnert Euch, was ich Euch im Kloster sagte? Wenn ich den Teufel einmal habe — und jetzt halte ich den schönen Teufel fest.“

„Seid Ihr wahnsinnig geworden?“ schrie sie entsetzt auf. „Hilfe! Hilfe!“

„Es hört Euch keiner,“ rief er, umschlang sie, wie sie sich auch wehrte, und trug sie auf seinen Armen fort, während sie ihr Hilfesgeschrei fortwährend ergellen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Stiergefecht.

Nach dem Dänischen des J. B. Jensen.

Madrid.

El corrida beginnt um 4 1/2 Uhr. Das ist alle Sonntage die gewöhnliche Zeit, dann ist die erste Hälfte des Gottesdienstes so einigermaßen vorüber. Die Leute können bequem zu einem Thor heraus und zum anderen herein kommen, dann heim zum Mittagessen und dann zur Abendmesse. Für den Rest des Tages bleibt es jedem überlassen, etwas zur Erhaltung des spanischen Volkes beizutragen.

Plaza de Toros ist vollständig besetzt. Die Zuschauer sind berathet, daß diejenigen, die sonst auf der Sonnenseite des Lebens zu wandeln pflegen, hier auf der Schattenseite sitzen — la sombra — und umgekehrt scheint den kleinen Steuerzahlern die Sonne hier gratis in die Augen. Die Billetpreise sind so landesväterlich eingerichtet, daß dieses Verhältnis ganz von selbst entsteht.

Ich saß natürlich auf der Schattenseite. Die Bänke sind aus Stein, und ich besaß ein weiches Kissen, um die Härte dieses Sitzes zu mildern. Und der ganze gewaltige Zirkus war mit Menschen angefüllt. Plaza de Toros ist in maurischem Stil erbaut, eine freche und rohe Imitation. Da die Ballone und Logen mit vielfarbigen Kopfbedeckungen aller Art besetzt sind und die Logenbrüstungen sich rund umher wie bunte Gürtel erstrecken, so erinnert das Ganze an ein rundes, kunstvoll arrangirtes Teppichbeet, oder auch an ein Meisterwerk von einem Heringsfalter, bunt zusammengestellt und in einer Schüssel servirt. Oben über diesem mächtigen Ringe wölbt sich der Himmel gleich einer Käseglocke.

Sobald die Hornmusik einsetzt, reiten zwei Herolde durch die Arena und machen eine tiefe Verbengung vor der Präsidentenloge. Dann holen sie die Cuadrille, die Matadore zu Fuß, die Matadore zu Pferd und die Stallknechte. Sie begrüßen den Präsidenten und gruppiren sich an der Barriere.

Ohne Zögern läßt man den ersten Stier herein. Er ist schon zuvor etwas geärgert und gereizt worden, wie man wohl weiß, betritt nun den Sand und sieht sich verwundert um. Es ist ein hübsches, junges, wohlgenährtes Thier. Die Matadore entfalten ihren leichten Seidenmantel, und der Stier erblickt sie. Euch werd' ich Deine machen! denkt er sofort und reumt auf sie los. Die Matadore schwärmen aneinander. Einer der außerordentlich leichtsinnig zu sein scheint, eilt dem Stier entgegen, pflanzt sich vor ihm auf und brüstet sich trotzig vor ihm. Der Stier springt auf ihn zu, er weicht zur Seite und schwenkt seinen Mantel vor den Augen des Thieres. Andere lösen ihn ab, und dieses Fangspiel dauert eine geraume Weile. Der Stier wendet sich hierhin und dorthin, wie ein Bauernjunge, der am Spiel der Stadtkinder theilnimmt und absolut keinen zu erwischen vermag. Das ärgert ihn; er schnaubt durch die Nasenlöcher, daß es wie Schüsse aus einer Windbüchse klingt, und jetzt ist er zu weiteren Dingen aufgeleg! Die Matadore halten an der Barriere auf ihren Pferden, es sind schlante, starknochige Gestalten in gelben Lederhosen; sie strecken ihre Lanzen und reiten vor. Das Pferd hat eine scharfe Binde vor den Augen, das rechte, das während des stampfes dem Stier zugewendet sein wird, ist ganz zugedeckt, dagegen vermag das Pferd mit dem linken etwas zu sehen. Das giebt

dem Pferde einen sorglosen Ausdruck, etwa als wolle es betrügen beim Blindenfußspiel.

Der Stier erblüht einen tapferen Mann, der vor ihm auf einem Pferde hält und giftig mit einer langen Stange nach ihm zielt. Er zieht sich langsam zurück, scharrt mit den Vorderbeinen im Sande, sinkt nieder, zielt, nickt und flüstert gleichsam zu sich selber: Da soll doch gleich der Teufel dreinfahren! . . .

Und jetzt geschieht wirklich das, was jeder Mensch verhindern sollte, es soll geschehen. Der Stier schießt mit einem Krach auf Pferd und Reiter los. Der Pilador stürzt aus dem Sattel und fällt weit fort wie ein Mehlhack auf den Sand. Das Pferd krümmt sich, strauchelt und stürzt, und wieder sind die Matadore da mit ihren rothen Mänteln. Der Stier fährt auf sie los und jagt sie der Barriere zu, wo sie sich sofort in Sicherheit bringen. Stallknechte helfen dem Pilador auf die Beine. Das Publikum lärmst, und das Pferd, das Pferd wird so lange mit Riemen und Stöcken bearbeitet, bis es sich wieder ausgerichtet hat. Es hat nur zwei leichte Wunden davongetragen, eine in der Schulter und eine zwischen den Rippen; sie können nicht mehr als 25 Zentimeter tief sein und sind so breit wie ein Arm. Bei jedem Pulsschlag stürzt das Blut stoßweise heraus.

Woher kommt das? scheint das Pferd zu denken, es beißt auf den Zaum, pustet erleichtert und meint, noch recht gut davon gekommen zu sein. Aber jetzt schwingt sich der Pilador in den Sattel und reitet von neuem das zitternde Thier vor. Ein neuer donnernder Zusammenstoß, und diesmal stürzen Pferd und Reiter gegen die Barriere. Der Pilador hält sich ruhig im Schutze des Pferdes, obgleich er kaum eine bequeme Stellung einnehmen mag, und der Stier wühlt rasend in dem nach allen Seiten ausschlagenden wahnwitzig erschreckten Thier. In diesem Augenblick ist die dickschädelige Bestie, deren Muth in den Hörnern sitzt, die Internation dieser paar tausend Menschen, welche zuschauen.

Während die Matadore den Stier nach sich ziehen, holt man den Pilador hervor; er hat einige böse Püffe davongetragen, lahmt und stöhnt heftig. Aber das Pferd soll sich erheben. Und die Stallknechte schlagen ihm über Augen und Maul mit ihren Stöcken. Diese Stöcke sind aus einer Art biegsamen, knorren Dorn gemacht. Ja, ja, geduldet Euch einen Augenblick. . . !

Das Pferd will sein Neugierstes thun; denn das will ein Pferd unter allen Umständen; es ist geboriam und vernünftig. Aber es kann nicht. Nun es soll! Und als es nun — wankend auf den Beinen steht, hängt ein Saß brauner und weißlauer Gedärme aus seinem Bauche fast bis auf die Erde herab. Es ist jedoch noch ganz brauchbar, da es ja stehen kann, und soll noch einmal heran. Der Pilador hat sich durch sein Stöhnen einen Hintergrund geschaffen, auf dem er als rauher Held auftreten kann. Er schwingt sich in den Sattel (Ovation). Aber als das Pferd vorwärts schreiten will, tritt es mit dem einen Hinterbein in die Gedärme hinein, die dadurch länger herausgezogen werden.

So! sagt es und fällt auf das Hintertheil, und ärgerlich steigt der Pilador aus dem Sattel. Das Pferd darf jetzt ein wenig sitzen, vielleicht sammelt es wieder Kräfte. Es sitzt auf den Hinterbeinen wie ein Hund und wendet den Kopf hierhin und dorthin und blüht sich um. Ein eigenartiger, armüthiger Ausdruck liegt um das geschlossene Maul. Wenn es nur einen Augenblick sitzen und ausruhen darf, wird es sich seinem Reiter schon wieder fügen.

Inzwischen vergißt man es über dem Stier, der damit beschäftigt ist, Leber und Eingeweide aus einem anderen Pferde herauszupflügen — buchstäblich — denn als der Stier sich von dem zusammengekrümmten Pferde abwendet, zieht er einen langen, feuchten Darmstreifen auf dem einen Horn mit heraus. Der Pilador wird aufgeammelt, seine Hosens sind mit Blut bespritzt. In diesem Augenblick springt der erste Vanderillo mitten in die Arena hinein, seine Vanderillen hoch in der Luft schwingend, als wolle er mit zwei Taktstöcken ein Musikstück intonieren.

Das Pferd, dasjenige, das abseits auf dem Hintertheil sitzt und über seine Ohnmacht nachsinnt, hat den Eindruck erhalten, als hätten es alle vergessen, vielleicht, daß es sich etwas Ruhe gönnen könnte. Und geräuschlos fällt es auf die Seite und streckt den Kopf in den Sand. Einer der Stallknechte wird es gewahr, eilt herbei und schlägt es herzhaft in die Augen. Aber dann begreift er, daß es nicht weiter kann, zieht ein Messer mit herzförmiger Spitze hervor und bohrt es in den oberen Theil des Rückenmarks. Das Pferd krümmt und streckt sich eine Minute lang, bevor es still liegt.

Der Vanderillo stampft mit dem Fuß und bläst sich auf — der Stier rennt im Galopp auf ihn zu — und stehend, mit vorgestreckter Hand, zwischen die Hörner hindurch, sticht er blitzschnell beide Vanderillen auf einmal in des Thieres Rücken, und fort ist er.

Typplaus.

Diese Vanderillen haben Widerhaken, sonst würden sie ja gleich wieder herausfallen, und wenn der Stier sich bewegt, schneiden die Spitzen ihm in das Fleisch, weshalb er komische Gebärden macht. Das Blut strömt an den Flanken nieder und tropft vom Halse, und wenn das Thier sich dreht, fallen von den Schultern rothe Lichtfunken herab. Und es dreht und wendet sich unausgesetzt, plumpgeschmeidig wie es ist; es will einen dieser Zweifüßler in ihren grünen oder gelben oder rothen Seidenmänteln spiezen, und es muß ja auch glauben, daß dies die Meinung ist. Aber anstatt jemanden auf die Hörner zu nehmen, bekommt der dumme Stier noch ein

paar Vanderillen ins Fleisch — er befindet sich gerade in der Nähe des einen todtten Pferdes — und in seinem Schmerz und seiner Wuth stürzt er sich kopfüber wie ein Schwimmer in den todtten Körper, zerfleischt ihn, zerstückelt ihn, rollt ihn zusammen und wühlt alles Innere aus ihm heraus. Das todtte Pferd scheint wieder aufzuleben und bewegt phantastisch die Beine, das sieht unglaublich barock aus, und das Publikum fängt an zu lachen. Wenn über dies kostbare Blumenbeet eine Lachwelle hinzieht, klingt es wie der Flug eines Vogelschwarms — eine ungezählte Schaar seltsamer Vögel, von denen jeder seinen Schnabel in Was wegte.

Der Stier ist nun ganz athemlos und überangestrengt; er schnappt nach Luft, die bluttriefenden Flanken wogen aus und ein, und die Zunge hängt ihm zum Halse heraus. Das giebt ihm aber ein aufgewecktes, pfliffiges Aussehen, etwa wie einem Hunde, mit dem man spielt, und der in seinem Eifer vergißt, seine Zunge zu beherrschen.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

— **Radsfahrer-Typen.** In der „Frankf. Ztg.“ zeichnet Heinrich Lee einige Radsfahrer-Spielarten. Wir geben hier wieder, was der humorvolle Verfasser über „den Mechaniker“ sagt: „Auf dem Rade sieht man ihn nur selten, um so häufiger am Chauffeurstande oder in einem Gartenlokal, wo er jedesmal mit Reparaturen beschäftigt ist. Entweder läßt er aus einem Reifen die Luft aus, um nach einem mutmaßlichen Defekt zu forschen, oder er nimmt etwas auseinander, besonders gern die Pedale. In diesem Zweige der Mechanik, dem Auseinandernehmen, fördert er Leistungen zu tage, die denjenigen und zwar leider so zahlreichen Fahrern, welche den komplizirten Organismus eines Zweirads nie begreifen, geschweige gar ergründen würden, Staunen und Bewunderung abringen. Ein schöner menschlicher Zug bei ihm ist seine stete kollegiale Hilfsbereitschaft, auch gegen Sportgenossen, die ihm sonst ganz fremd sind. Unterstützt durch alle nur erdenklichen Werkzeuge, die er in seiner Satteltasche mit sich führt, nimmt er sich sofort jedes Schadens an. Halbe Stunden lang, im Schweize seines Angesichts, seine eigenen Interessen opfernd, bemüht er sich so, an dem Rade des Kollegen zu forschen, zu drehen, zu schrauben, zu hämmern, nur seiner Leidenschaft ergeben, während der Besitzer des Rades, indem er thatenlos dabei steht, sich nur angelegen sein läßt, eine theilnehmende Miene zu zeigen oder, falls der Schauplatz ein Restaurationsgarten ist, sogar in guter Ruhe sein Glas Bier dazu trinkt. So ist der Mechaniker auch Samariter. Oft wird seine Güte gemißbraucht, denn es giebt Fahrer, die, weil es sie belästigt, grundsätzlich keine Luftpumpe, keinen Schraubenschlüssel mitnehmen und sich damit beruhigen, daß gewiß schon jemand Anderes, falls es noththut, das für sie besorgen werde.“ —

Kunst.

— Die Münchener Sezession hat nicht nur künstlerisch außerordentliche Erfolge errungen, sie hat auch durch umsichtige und energische Geschäftsführung gute materielle Resultate erzielt. Sie begann im Jahre 1893 mit einer Schuldenlast von 170 000 M. Bis Ende Juni wurde diese auf 10 000 M. herabgemindert, und voraussichtlich wird dieser Restbetrag noch in diesem Jahre getilgt werden. —

Anatomisches.

— n. Wieviel Oberfläche besitzt der menschliche Körper? Es ist ungemein schwierig, die Größe der Oberfläche des menschlichen Körpers einigermaßen genau festzustellen, und doch ist eine solche Bestimmung für die Physiologie von ganz hervorragender Wichtigkeit. Durch die Oberfläche des Körpers geht fast die ganze Energie, die der Mensch erzeugt, in Form von Wärme hindurch, und die Größe dieser Oberfläche zu wissen, ist eine unerläßliche Vorbedingung für die Bestimmung der erzeugten Wärme. Der französische Physiologe Bouchard war der Erste, der auf die Bedeutung solcher Messungen hinwies, aber das Verfahren war bisher noch immer ein ungenügendes. Jetzt haben die beiden Forscher Vergonie und Singalas vor der Pariser Biologischen Gesellschaft ein neues Verfahren bekannt gegeben, dessen Genauigkeit sie erprobt haben. Dasselbe besteht darin, daß der ganze zu messende Körper mit einem sofort an der Haut haftenden Gewebe bekleidet wird, und zwar wurde dazu das Diachylon, das bekannte englische Pflaster, benutzt. Zunächst wurde das Verfahren an einer dünnen rechteckigen gut abgehobelten Bleiplatte erprobt, deren Oberfläche auf verschiedenen Wegen ganz genau bestimmt wurde. Dann wurde diese Platte mit der Hand in irgend eine ganz unregelmäßige Form gebracht, wie sie die Oberfläche des menschlichen Körpers nicht unebener aufweisen kann und dann mit dem Pflaster überzogen. Bevor die Rollen des Pflasters aufgeklebt wurden, wurde ihr Flächeninhalt genau bestimmt, dann die nöthigen Stücke zur Bekleidung der Platte herausgeschnitten und auf dieselbe aufgelegt. Nachdem dies geschehen, wurden die nicht verwandten Theile des Pflasters nach ihrer Oberfläche abgeschält und die erhaltene Fläche von der Fläche des gesammten Pflasters abgezogen; die erhaltene Zahl ergab naturgemäß die Größe des benutzten Pflasters und damit die Oberfläche der Bleiplatte. Das Verfahren erwies sich als so genau, daß die Fläche der Platte auf diese

Weise bis auf 1/1000 richtig erhalten wurde. Nun wurde dasselbe Verfahren zur Flächenmessung am Körper eines gesunden und normal gebauten Menschen benutzt. Da derselbe ganz symmetrisch gewachsen war, so brauchte nur die Hälfte des Körpers mit dem Gipsplaster bedeckt zu werden, was begreiflicherweise eine ungeheuer mühsame Arbeit war. Die Oberfläche der so bekleideten Körperhälfte wurde auf 81,03 Quadratdezimeter ermittelt, danach betrug die Oberfläche des ganzen Körpers 162,06 Quadratdezimeter. Ueber ein neues Verfahren, den Rauminhalt und die Dichte des menschlichen Körpers zu messen, werden die Forscher demnächst berichten. —

Aus dem Thierleben.

— Daß nahezu die Hälfte aller Zugvögel im Frühling über die bewohnten Gegenden von Europa weg nach den arktischen Regionen fliegt, erfährt man aus einem Artikel der „Quarterly Review“. Die Erscheinung wurde von den Ornithologen schon lange beobachtet, ohne daß man zu erklären gewußt hätte, wo diese Millionen von Vögeln ihre Nahrung finden. Nun hat die Forschung eines Mr. Seebohm zu folgender Entdeckung geführt: Innerhalb des Polarkreises auf der asiatischen Seite erstreckt sich ein riesiger, sumpfiger Landstrich, die Tundra. Acht Monate lang liegt dort Schnee und das halbe Jahr hindurch herrscht Nacht. Geht aber dann die Sonne auf, so geht sie bekanntlich durch sechs Monate überhaupt nicht unter, wodurch der Schnee rasch schmilzt und die Vegetation doppelt rasch hervorprillt. Da erblühen üppige, mit Löwenzahn, Butterblumen, Vergißmeinnicht, und anderen Wiesenblumen überjüctete Weiden, die von keiner englischen oder holländischen Wiese übertroffen werden; auch Preiselbeeren und Moosbeeren in ungeheurer Menge. Nun reifen diese allerdings erst gegen das Ende des arktischen Sommers und bleiben am Strand; aber der Schnee, der bald darauf fällt, erhält sie frisch wie frischstirnte Früchte, und schmilzt er dann im kommenden Frühling, so finden die Zugvögel die Beeren vom vergangenen Jahr frisch und saftig vor, was ihnen die reichlichste Nahrung sichert. —

Vergbau.

10. Zu Anfang des vorigen Jahres lief die Nachricht durch die Blätter, daß man in Neu-Albenreuth im Böhmerwalde Gold gefunden habe. Das Dorf liegt dicht an der deutsch-böhmischen Grenze in der Nähe der Station Waldjassen an der Eisenbahn von Regensburg nach Eger. Es wurde sowohl im Schutt als in einzelnen Gesteinsstücken Gold gefunden. Mehrfache Analysen verschiedener Proben ergaben einen ungewöhnlich hohen Goldgehalt. Die Nachricht war um so bemerkenswerther, als nach alten Archiven im 16. Jahrhundert in dieser Gegend Goldbergbau mit Erfolg betrieben wurde. Wie aus der Chronik zu ersehen, ist dieser Bergbau nicht wegen Erschöpfung des Goldlagers oder Verminderung des Ertrages, sondern infolge der böhmischen Wirren und des späteren dreißigjährigen Krieges zum Erliegen gekommen. Die seit Jahresfrist betriebenen Arbeiten hatte zum Hauptzweck, die alten Bergwerke aus dem 16. Jahrhundert wieder aufzudecken. Man hatte auch Erfolg. Als es gelungen war, das gänzlich verschüttete Mundloch des Hauptstollens bei der Troglauer Mühle ausfindig zu machen, hat man mit der Räumung und dem Auspuhen dieses Stollens begonnen, der zu den Goldbergwerken im Burgholze gehörte, wo schon von dem nun verstorbenen Münchener Geologen von Gümbel das Goldvorkommen festgestellt und in der geologischen Karte von Bayern eingezeichnet wurde. Man ist jetzt bereits 50 Meter weit in dem alten Gange vorgedrungen. Die in dem alten Bergbau angesammelten Bergwasser und die durch eingefallene Schächte hervorgerufene Verschüttungen, die erst unterbaut werden müssen, verhindern ein rascheres Vordringen. Das bisher Vorgefundene stimmt genau mit den Berichten des Archivs überein, und es steht außer Zweifel, daß man nach Aufstellung kräftiger Pumpwerke und weiterem Eindringen in die Tiefe auf die von den Alten in Folge Wasserandranges verlassene goldreiche Quarzader stoßen wird. Der erwähnte Stollen ist 120 Meter lang, und man glaubt binnen 14 Tagen bis in den Hauptschacht zu gelangen. Es ist dem Steiger auch bereits gelungen, in dem Stollen etwa 30 Meter vor dessen Eingang goldhaltigen Quarz zu finden. — Der vorstehende Bericht ist einer Korrespondenz entnommen. Die im vorigen Jahre vorgenommenen Analysen lauteten so günstig, daß sie nicht recht glaubwürdig erschienen. —

Technisches.

— Herstellung der Luftschläuche. Luftschläuche für Pneumatics herzustellen, ist, wie die „Gummi-Z.“ schreibt, nicht so einfach. Vor allen Dingen muß dazu der beste Gummi verwendet werden. Dieser ist sorgfältig zu waschen und in mäßig erwärmter Luft zu trocknen, wozu immerhin 14 Tage erforderlich sein werden. Erst dann darf er auf mäßig warmen Walzen verarbeitet und mit dem nöthigen Schwefel vermischt werden. Zu rasch und in mehr als 32 Grad Celsius getrockneter Rohgummi wird in der Fabrication leicht porös. Nun handelt es sich darum, aus dieser Mischung eine blasenfreie Platte in der erforderlichen Stärke herzustellen, was auf zwei Arten zu erreichen ist. Die erste und einfachste ist, den Gummi auf einem Fadentalender (von 4 Walzen) auszuwalzen und zu doubliren, bis die gewünschte Stärke erreicht ist; bei vorsichtiger Arbeit genügen zwei Lagen. Das Doubliren wird gleich auf dem Talender vor-

genommen, indem man die erste Lage auf einen stark appretirten glatten Stoff auswalzt und beim zweiten Passiren die zweite auflegt. Die zweite und beste Art ist, den Gummi in Steinkohlen-Benzin zu lösen und aus der gut verarbeiteten Lösung auf der Streichmaschine Platten herzustellen. Diese geben die schönsten, besten, aber auch theuersten Luftschläuche. Eine weitere Art der Herstellung ist, die Luftschläuche auf der Schlauchmaschine zu pressen. Es sind damit viele Versuche gemacht worden, aber bis heute ist noch nicht viel Vollkommenes herausgekommen. Einmal wird die Wandstärke ungleich, und dann werden die Oberflächen nicht genügend glatt. Man kann aber auch den Gummi in Plattenform aus diesen Maschinen herauspressen, die Platten sind dann blasenfrei. Die Luftschläuche werden aus diesen in derselben Weise hergestellt wie jeder andere Schlauch. Man verwendet dann einen glatten Dorn aus Metall, den man vorher mit kieselhaftem Natron überzieht. Um diesen wird die Gummipolte gelegt und der dadurch erhaltene Schlauch, nachdem die Naht sorgfältig verklebt ist, in Kessel eingewickelt und vulkanisirt, ausgewickelt, abgezogen und umgewendet, wodurch die auf dem Dorn durch gewordene Innenseite nach außen kommt. Nun wird der Schlauch mit Ventil versehen und zusammengekehrt, indem man beide Enden teleskopartig ineinander schiebt und verklebt. —

Humoristisches.

— Ahnungsvoll. Schauspieler (von einer Schmiere, bestürzt zu seinem Direktor): „Herr Direktor, ich bin außer mir, soeben hat das Schloß von unserer Raiben den Apfel, nach welchem ich heute Abend als „Zell“ hätte schießen sollen, bis auf den letzten Bissen aufgeessen!“ — Direktor (gemüthlich): „Na, lieber William, machen Sie sich keine unnöthigen Sorgen. Bis Sie zur Schlußszene kommen, haben wir bereits mehr Aepfel auf der Bühne, als wir brauchen können.“ —

— Der Prop: „Sie kümmern sich wohl nie um anderer Leute Angelegenheiten?“

— Mehrfacher Hausbesitzer: „Niel Ich lehre lieber vor meinen eigenen sechsundzwanzig Thüren.“ —

— Freundliche Einladung. Chemieprofessor (zu seinen Hörern): „Wenn es das Unglück will, können wir bei diesem Experiment mit dem ganzen Laboratorium in die Luft fliegen. — Wollen die Herren näbertreten, daß Ihnen nichts entgehe.“ —

Vermischtes vom Tage.

— So sehr erboste es einen Restaurateur in Rosenberg (Böhmen), daß ein Wähler den schlechten Witz gemacht hatte, seinen Namen auf einen Stimmzettel zu schreiben, daß er in einer Annonce 10 M. Belohnung demjenigen verspricht, der ihm diesen Uebelthäter namhaft macht. —

— Ein Schuhmachergeselle in Hamburg machte vor einigen Tagen eine Erbschaft von 25 000 M. Die Freude raubte ihm den Verstand. Er verübte allerhand tolle Streiche und wurde schließlich in eine Irrenanstalt gebracht. —

— In der Renaissancesammlung in Frankfurt a. M. stürzte während des Blumenkorso am Sonntag im Thürmgerüst einer Rutschbahn eine Treppe ein. Sieben Personen wurden dabei verletzt. —

— Ein Ziegeleibesitzer in Brünn wurde in seinen Waldungen ermordet und beraubt aufgefunden. —

— Im nächsten Herbst soll als ihr Organ ins Leben gerufen werden. —

— In Riga stürzte ein neues, fünfstöckiges, zum theil bewohntes Haus ein. Zwei Personen wurden getödtet, eine verletzt. Sechs Personen, die im Kellerraum verschüttet waren, wurden durch die Feuerwehr gerettet. —

— In Basel hatte man bisher vergebens gegen die Damenmode, Vogelausstellungen auf dem Hute zu tragen, anzulämpfen versucht. Jüngst haben Schulknaben den Kampf mit besserem Erfolg aufgenommen. Aus der Schule tretende Knaben, denen der Lehrer offenbar kurz vorher in der Schule die Ungeheuerlichkeit dieser Mode vor Augen geführt hatte, erblickten ein solches Mode-Ungeheuer, und — im Gänsemarsch ging's hinter der erschrocknen Dame her, und in eintönigem Gesange unter taftmächtigem Händeklatschen erschalle es: Mo—de—da—me, Vo—gel—mord, Mo—de—da—me, Vo—gel—mord! Kraft die ganze Schule wollte sich anschließen, und nur der Umstand, daß die Dame in das Haus einer Verwandten sich flüchten konnte, hielt die Jungen davon ab, die Dame durch die ganze Stadt zu begleiten. —

— Die Gemeinde Sulz im Kanton Aargau gab vor sechs Monaten ihrem Schullehrer, der ihr fünfzig Jahre lang gedient hatte, den Abschied, ohne ihm auch nur einen Pfennig Pension zu bewilligen. Als sie die Stelle neu ausschrieb, bewarb sich kein einziger Lehrer darum, trotzdem das Gehaltsmaximum und eine hohe Extragrattifikation in Aussicht gestellt wurde. Der Lehrerverein hatte die Stadt für so lange boykottirt, als dem entlassenen Lehrer keine angemessene Pension ausbezahlt würde. Als die Stadt den Lehrerverein verklagen wollte, fand sie keinen Advokaten, der bereit war, ihre Sache vor Gericht zu vertreten. —

— Am Sonntag schlug bei Antwerpen eine Nacht mit 11 Inassen um. 10 Personen ertranken. —